



# Ein Bettler bekämpft Europa.

China erbt fünf Millionen Lire von einem Deutschen.

Vor kurzem ging durch die Presse der ganzen Welt die Nachricht, daß in Brizen (Südtirol) ein Bettler dem chinesischen Volk zur Bekämpfung Europas fünf Millionen Lire vermacht habe. Die Nachricht wurde zuerst als eine Erfindung angesehen, sie hat sich aber als wahr herausgestellt, und um diese Millionenerbschaft ist bereits ein Prozeß entbrannt. Die Wiener „Arbeiter-Zeitung“ veröffentlicht den ersten ausführlichen Bericht aus Brizen, der in das Geheimnis des Bettlers hineinleuchtet:

Die Hauptperson des abenteuerlichen Vorfalles ist ein Bettler. Er kam im Frühjahr des Jahres 1931 nach Brizen, ein armer, alter, zerlumpter Mensch, der weniger Neugierde als Erbarmen erweckte. Er lebte kümmerlich in einer möblierten Kammer, kochte selbst, nährte sich nur von Kartoffeln, Brot und Milch, sammelte das Holz am Wege, um Feuer machen zu können, ging nie aus, kannte keinen Menschen, kümmerte sich um niemand, sprach mit keinem; sein einziger Weg war der Gang zum Kaufmann, bei dem er Kartoffeln holte und Milch, die er in einer alten Konservenbüchse nach Hause trug. Was konnten sich hinter einem so kläglichen Dasein für Geheimnisse verbergen?

## Das Testament eines Unterernährten.

Aber mit einemmal wurde dieses Bettlerleben zu einer Sensation — im selben Augenblick, als es verlosch. Man sah den Alten in seinem Zimmer liegen, auf dem Boden hingestreckt. Der Alte war einem Herzschlag erlegen. Seine Lebensführung mochte dazu beigetragen haben — er war unterernährt, mangelhaft bekleidet, und schente offenbar die Kosten, einen Arzt zu fragen. Der Leichenbestatter war sicher, daß er der Gemeinde die Kosten aufrechnen müsse, suchte aber doch pflichtschuldigst zwischen den alten Lumpen. Er fand einen alten verschlossenen Koffer. Drinnen lag ein größerer Barbetrag, einige hundert Lire. Der erstaunte Leichenbestatter holte einen Beamten, der mit höchst unglaublicher Miene in dem verkommenen Wohnraum erschien und aus dem Koffer unter den alten Fußlappen und zerschissenen Mitteln ein Vermögen zugute förderte.

Ausländische Wertpapiere aller Art, Tresorschlüssel zu verschiedenen Banken in verschiedenen europäischen Großstädten, Bankabrechnungen in verschiedenen Sprachen und Valuten, aus denen deutlich hervorging, daß der Verstorbene in mehreren Großbanken Konti hatte. Coupons von Aktien, allerlei merkwürdige, in verschiedenen Sprachen geführte Korrespondenzen, seltsame Ausweise und Legitimationen — und ganz zu unterst in dem unsäglich schabigen Koffer lag ein Paket mit Goldstücken. Mark, Lire, Franken, Pfunde — ein recht stattlicher Betrag. Der Notar hatte tagelang zu arbeiten, um auf Grund der Bankauszüge und Papiere auszurechnen, wie groß das Vermögen des Verstorbenen eigentlich war. Man kam auf die ungefähre Summe von fünf Millionen Lire — ohne den Inhalt der Tresors, den man ja nicht kannte.

Das Ungewöhnliche der Geschichte beginnt erst jetzt: Man fand in dem Koffer des geheimnisvollen Mannes auch drei Testamente; das letzte war vier Wochen vor seinem Tode geschrieben und setzte die beiden vorhergehenden ausdrücklich außer Kraft. Nach den vorhergehenden sollte das Vermögen zum größten Teil seinen Erben zufallen, die indessen nicht namentlich genannt waren. Im letzten Testament aber stand klar und deutlich zu lesen:

## Mein letzter Wille.

Ich Eidesunterzeichneter Heinrich Basse, geboren 1850 in Bonn am Rhein, verfüge hiermit, daß mein ganzes Vermögen — das heißt, alles, was ich besitze beziehungsweise noch besitzen werde — zu vollem und unbeschränktem Eigentum dem chinesischen Volk in Ostasien beziehungsweise der Regierung desselben zufallen soll, mit dem Wunsche, daß es zur Bekämpfung der europäischen Rasse Verwendung finden möge.

Neben einigen anderen kleinen Wünschen ist noch die Bitte ausgesprochen, den Leichnam in seine Heimatstadt, nach Bonn am Rhein, zu überführen. Am Schluß heißt es: „Bei Bewußtsein und klarem Verstand selbst geschrieben und unterzeichnet — Heinrich Basse.“

## Minister Tsiang Lufoo erscheint.

Die misstrauischen Südtiroler Bauern schüttelten die Köpfe; sie wollten es nicht glauben, daß es so etwas gäbe. Gerüchte schwirrten hin und her, Vermutungen wurden laut — aber man erfuhr nichts Näheres.

Der Notar Dr. Lachmüller, der die Erbschaft sichergestellt hatte, hüllte sich in Schweigen, die Behörden verweigerten jede Auskunft — und so kam es, daß die rätselhafte Geschichte nicht über die deutsche Grenze drang, sie blieb geheim und wurde mandenorts sogar schon als unglaubwürdig verworfen, trotz den Bezeugungen der Zimmervermieterin und des Bestattungsmeysters, die die Schätze mit eigenen Augen gesehen hatten.

Da trafen vor einigen Tagen drei seltsame fremdländische Gäste im Hotel „Erzelsior“ ein, mit verschlossenen mongolischen Gesichtern und feierlichen Gehröden. Sie trugen sich ein als Tsiang Lufoo, bevollmächtigter Minister und derzeitiger Gesandter der Republik China in Rom, Tschon Yin, Legationssekretär bei der chinesischen Gesandtschaft, und Signore Panuzzi, chinesischer Generalkonsul in Bozen.

Die drei Herren hielten sich mehrere Tage auf, nahmen vom Notar die Erbberechtigung in Empfang und gingen in das arme, dunkle Zimmer, in dem Basse gelebt hat, und das inzwischen versiegelt worden war. Sie sichteteten in stundenlangender Arbeit das Material, packten alle Wertpapiere, Bankausweise, Korrespondenzen, das Bargeld und die Geldstücke, die Legitimationen und Tresorschlüssel sorgsam ein. Nur die Kleider — schmutz- und löcherstarrende Lumpen — sowie den alten Koffer ließen sie der Wirtin als „Geschenk“. Alles übrige trugen sie, wie das Testament es ihnen gestattete, vergnügt davon.

Sie begaben sich dann auf den Friedhof, legten auf das einfache, schmucklose Reihengrab einen künstlichen Kranz und ein Kissensträußchen nieder, versprachen, für die Ueberführung des Leichnams nach Bonn zu sorgen, und reisten ab.

## Die Erde für alle!

Von Walter Bauer.

Mein Vater wußte fünfundsechzig Jahre nicht, wie das Meer aussieht, meine Mutter war nie im Gebirge, meine Schwester kam aus der Stadt nicht heraus, und ich wurde mit vierzehn Jahren Lehrling. Aber wie der Schimmel an den Wänden wächst, das wußten wir, wie eingeweichtes Brot oder das Nichts auf dem Töffel schmeckt, das kannten wir.

Ich will dem Leben, das uns in den Kerker hält,

die Schüsseln mit dem Brei in das strahlende genährte Gesicht werfen und den Töffel hinterher —

Wir wollen auch Gebirg und Meer!

### Sein Anwalt Europas.

Wie kommt ein Mann, der ärmer als ein Bettler lebte, zu so viel Geld? Welchen Beruf hatte er? Warum vernachte er sein Vermögen dem chinesischen Volk? Mit diesen Gedanken beschäftigte ich mich, als ich die Kanzlei des Rechtsanwalts Dr. Wilhelm Lachmüller betrete. Der Rechtsanwalt, der Sohn des Notars, ist durch den seltsamen Fall Basse sozusagen der Anwalt Europas geworden. Er bemüht sich, wie er mir erklärt, das rätselhafte Testament des Einundachtzigjährigen anzufechten.

Der junge Dr. Lachmüller füllt Akten, wühlt in Gehebüchern, studiert den seltsamen Fall mit viel Mühe. Es ist auch juristisch eine ganz eigenartige Sache, wie sie sich noch nie ereignet hat, erklärt er. Und man spürt gleichsam, wie in dem umfangreichen Akt Basse ein zerlumpter, alter Mann herumspukt, mit Goldstücken um sich werfend, höhnisch lachend und die europäische Rasse bedrohend.

„Er hat sein Geheimnis mit ins Grab genommen, niemand wird mit Sicherheit feststellen können, wie er zu dem Geld kam und was ihn zu dem seltsamen Vermächtnis veranlaßt hat. Sie können sich nicht vorstellen, wie der Mann gelebt hat! Ein Abenteuerer, über dessen Existenz man nur Vermutungen haben kann. Er hat eine Cousine in Bonn am Rhein, die eigentlich zusammen mit einem Verwandten in Breslau, dem Arzt Dr. Ulrich Basse, der nächste Erbe wäre. Aber die Leute haben es zu spät erfahren, haben sich zu spät gemeldet, habe zu lange gezögert; sie haben sich offenbar keine besonderen Hoffnungen gemacht. Erst einen Tag, nachdem die Chinesen weg waren, habe ich die Vollmacht angefordert bekommen, das Testament anzufechten. Nun bleibt nur der Prozeßweg, der hier naturgemäß ungenehmiger schwierig ist. Uebrigens sind die Erben ganz mittellos, so daß die Finanzierung des kostspieligen Rechtsweges noch sehr ungelöst ist. Trotzdem habe ich jetzt Klage erhoben. Ich wußte lange nicht, gegen wen ich klagen soll. Das chinesische Volk ist keine juristische Person. Es bleibt mir nichts übrig, als gegen den Minister und Gesandten Tsang Lufoo zu klagen, der das Geld in Empfang genommen hat.“

„Ist die sonderbare Begründung „zur Bekämpfung der europäischen Rasse“ nicht eine Erleichterung zur Anfechtung des Testaments?“

Der Anwalt schüttelt den Kopf: „Nach italienischem Gesetz haben „unmoralische Bestimmungen“ — und als eine solche könnte man das ja ansehen — als nicht beigefügt zu gelten. Sie sind aber kein Grund, das Testament anzufechten. Dagegen bedarf nach einem alten Gesetz der Erbtritt über Privatvermögen durch einen ausländischen Staat der Genehmigung der italienischen Regierung. Diese ist nicht gegeben worden. Vor allem aber kann man den Verstorbenen für verrückt erklären, eine Tatsache, die ja durch sein reichlich kurioses und offenbar unbegründetes Vermächtnis zusammen mit seiner sonderlichen Lebensart gegeben zu sein scheint.“

### Die Wohnung eines Sonderlings.

Geisteskrank? War er wirklich geisteskrank, der alte Mann, der nun provisorisch im Brixener Friedhof liegt? Gibt es keine andere Erklärung für sein rätselhaftes Vermächtnis?

Die alte Frau Roggen, in deren bescheidener Wohnung Basse als Untermieter einquartiert war, empfängt mich mit einem rührenden Lächeln auf dem guten, faltigen Gesicht: „Ich hab' schon so viel gebetet, daß die rechten Erben das Geld kriegen und nicht die Chinesen“, sagt sie, und es scheint mir fast so, als jüttere ihr Herz in der Tat ein wenig für den Weiterbestand Europas.

„Das war sein Zimmer“, erklärte sie. Ein dunkler, kleiner Raum, mehr als bescheiden und dürftig.

„Er hat immer zugesperrt gehabt, sich alles selbst gemacht, sogar das Bett. Ich durfte fast nie herein; und wenn, dann stand er dabei und sah mir zu. Nie habe ich etwas von Geld bemerkt, die Post, die er bekam, mußte ich durch einen Türspalt hineinschieben; immer war er zu Hause, geschrieben hat er oder so etwas. Geredet hat er fast gar nichts, höchstens einmal: „Heut' ist's kalt!“ Er war gar nicht freundlich, kein Besuch, kein Wirtshaus, und überhaupt, wenn man so lebt, dann muß man ja sterben. Was der gegessen hat? Auf seinen alten Koffer hat er zwei Ziegelsteine gestellt und ein Blechbüchsel darauf. Da hat er gekocht: Kartoffeln, Milch, Brotsuppe, sonst gar nichts. Da muß einer ja verhungern!“

### Seltene Papiere und Tagebuchblätter.

Ich besuche den Leichenbestatter Josef Billsscheider, der als erster den aufsehenerregenden Fund machte.

Er erzählt: „Ich lief schnellig zum Richter, weil ich Angst hatte, allein so viel Verantwortung zu tragen, und mich auch mit den Wertpapieren gar nicht auskannte. Aber niemand wollte mitgehen, weder der Richter noch der Notar — keiner glaubte es. Endlich konnte ich den Richter überreden, und zum Schluß mußte der Notar auch kommen, weil es immer mehr wurde, etwa zwanzig Kilogramm wog der Koffer mit den Wertpapieren und den Goldstücken — ohne die alten Hader, die obenauf lagen.“

Und nun kommt das Sonderbare, das der Notar nicht sagen darf:

„Da fanden wir ein Gratulationsjubiläum des ehemaligen deutschen Kaisers aus Doorn mit Bild und eigenhändiger Unterschrift — aus dem Jahre 1931. Darin gratulierte der ehemalige Kaiser dem Basse zum Geburtstag. Dann war da neben einem Ausweis, daß Basse beim preußischen Leibregiment gedient hat, noch eine Legitimation vom französischen Geheimdienst. Dann wieder ein Schreiben der Sowjetregierung. Noch mancherlei solche Sachen waren es, ich hab's nicht so genau angesehen. . . . Söll war a interessantes Spiel“, versichert Billsscheider.

Seine Erzählung, die nachher der Rechtsanwalt befragt, gibt zu denken. Wer verbarg sich hinter dem zerlumpten Greis? Ein Mann mit Geheimaufträgen der verschiedenen Regierungen?

Er kannte dieses Europa mit all seinen Sonderbestrebungen und kleinen Hintertürenpraktiken, mit Spionagen, Korruptionen und Geheimaufträgen.

Vielleicht hat er Undank geerntet bei seinen geheimnisvollen „Geschäften“, vielleicht hat ihm diese Art, in der sich gewisse Regierungen ihm offenbaren, Abscheu eingeflößt, nachdem er sich selbst ein Menschenalter hindurch damit befaßt hatte. Vielleicht fand der Alte Europa reif zum Untergang und glaubte, aus dem Fernen Osten käme das neue Heil der Welt. Vielleicht — alles nur vielleicht. Das kleine bescheidene Grab mit der Inschrift Enrico Basse, zu dem mich Billsscheider führt, gibt keine Auskunft.

Werner Friedrich.

## Der herrlichste Tempel Chinas.

Von Sven Hedin.

226 Kilometer von Peking entfernt liegt Jehol, die Sommerresidenz der Mandchudynastie. Einst war das Gebiet nichts weiter als ein Teil der mongolischen Wüste, bis zu dem Augenblicke, da zwei der chinesischen Herrscher die Laune anwandelte, dort in unerhörter Pracht ihre Sommerresidenz anlegen zu lassen. Macht und Reichtum des allmächtigen Herrschergeschlechtes fanden hier in großartigen Werken der Baukunst, die mit den kostbarsten Kunstwerken angefüllt wurden, beredten Ausdruck. Hier steht nicht nur ein Palais und ein Tempel, sondern eine ganze Stadt von Prachtbauten, hat doch einer der chinesischen Kaiser allein zu den bereits vorhandenen weitere 36 Lustschlösser hinzubauen lassen und auch der Tempel gibt es eine ganze Reihe. Seit dem Ausbruch der Wirren in China geht diese Herrlichkeit, die

größten kulturgeschichtlichen Wert besitzt, dem unrettbaren Verfall entgegen, da niemand da ist, der sie vor dem Untergang bewahren würde. Im Sommer 1930 hat der berühmte schwedische Forscher von Peking aus eine Reise nach Jehol unternommen und in einem im Verlage F. A. Brodhaus erschienenen Buche („Jehol, die Kaiserstadt“, Preis Mk. 6.80, geb. Mk. 8.30) läßt er die nun sterbende Stadt durch seine Schilderungen aus der Zeit ihres höchsten Glanzes vor den Augen des Lesers ersehen. Sven Hedin berichtet nicht nur über seine Eindrücke, er gibt auch ein großes Stück chinesischer Geschichte, das gerade jetzt in der Zeit des großen Umbaus des chinesischen Reiches hohe Aktualität besitzt. Aus dem mit einem Lageplan und 78 Abbildungen versehenen Buche entnehmen wir mit Erlaubnis des Verleges

folgende Stelle, in welcher der schönste der chinesischen Tempel, der sich in Jehol befindet, geschildert wird:

Wir kamen mit dem Auftrag nach Jehol, den herrlichsten Tempel Chinas für einen Park in Chicago nachzubilden. Je mehr er vermodert und zerfällt, desto wertvoller wird das getreue Abbild für die Neue Welt werden.

Wir näherten uns in gespannter Erwartung dem Hauptziel unserer Reise, und wirklich, wer zum erstenmal diese edelste Perle chinesischer Baukunst vor sich sieht, steht bewundernd und ergriffen.

Die vier Seiten sind einander ganz gleich, nur daß an der Südseite, dem Altar und den großen Buddha-Bildnissen gerade gegenüber, der Eingang liegt. Das zweifache Dach ist mit mattvergoldeten Kupferplatten belegt, die Dachkanten sind an den Ecken aufwärts gebogen. Diese besondere Eigenart chinesischer Bauweise gibt dem Gebäude einen unnahelhaften rhytmischen Schwung.

Der Tempel steht inmitten einer gepflasterten schachtartigen Vertiefung auf einem meterhohen Steinsockel. Aus dem Sockel führen an jeder Seite des Quadrates fünf Stufen zur Plattform des Sockels hinauf. Die 28 roten, frei stehenden Rundsäulen des offenen Pfeilergangs, der rings um den eigentlichen Tempel läuft, tragen das untere Dach. Das obere ruht auf den zwölf je vierzehn Meter hohen Säulen, die aus dem Innenraum emporschwachen. Der Tempel hat im ganzen 60 Säulen, 20 davon sind in die Wände eingebaut. Der ganze Bau ist 20 Meter hoch. Das feierliche Halbdunkel der Tempelhalle umgibt die Götterbilder mit geheimnisvollem Schimmer. Nur durch die offenen Türen und das geschnittene Gitterwerk der Fenster bringt das Tageslicht ein. Eine vorspringende Plattform bildet den Altar. Hier thront in der majestätischen Haltung des Lama ein kleines vergoldetes Bronzebild des Reformators Tsong Khapa, eines Zeitgenossen Timurs. Ringsumher stehen Opfergefäße und symbolische Kultgegenstände. An der Ost- und Westseite, innerhalb des Kranzes der hohen Säulen, leuchten die mattgoldenen Bildnisse anderer Größen des Lamaismus. Die meisten stehen vor dem Hintergrund eines Heiligenscheins aus glänzendem Gold, mit Blumen- und Blattgewinden reich verziert.

In Tibet gibt es Tempel, die weitaus gewaltiger wirken, deren Mauern aus steilen Felschroffen herauszuwachsen scheinen. Potala, dieses Kind einer Herrscheranlage, übertrifft sie dennoch. Erfahrene Baukünstler haben hier ein Gotteshaus von unnahelhaft vornehmer Eintracht und edelsten Maßverhältnissen geschaffen und haben es in wunderbaren Farben mit prachtvollen Bildwerken und Zieraten ausgeschmückt. Rot und Gelb herrschen vor, nur die Frieze und Kapitelle zeigen auch andere Farben. Die geometrischen Muster und Facetten der Decke leuchten in Rotgold und sind überreich mit Schnitzereien verziert, die Säulen dagegen sind ganz glatt und schmucklos.

Weshalb ist dieser herrliche Tempel zwischen hohen Mauern verborgen? Der palastähnliche Block des Hauptgebäudes dient nur dem Zweck, das allerheiligste Kleinod den Blicken der Welt zu entziehen und den goldenen Tempel mit dem Geheimnis der Entrücktheit zu umgeben. In früherer Zeit waren von draußen nur die fünf hölzernen Pagoden auf der Mauerkrone sichtbar, jetzt erblickt man von fern nur noch die eine übriggebliebene Pagode und die goldene Dachspitze des Tempels selbst. Sonst verrät nichts das Dasein des Prachtbaus. Nur Sonne, Mond und Sterne blicken ungehindert auf das Heiligtum herab, und die Vögel des

Himmels spiegeln sich im glänzenden Goldbelag des Daches.

Der heiligste innere Hof ist so eng, daß man kaum einen Gesamtindruck vom goldenen Tempel gewinnt. Mag man sich auch ganz in einen Winkel des Hofes drängen, der Abstand ist noch immer zu gering. Wenn die Sonne ihren höchsten Stand erreicht, fällt der Schatten des vorspringenden Daches über die äußere Pfeilerreihe, senkt sie sich zum Gesichtskreis, so beschattet die Mauer des Außenbaus den ganzen Tempel, nur das obere Dach bleibt im Licht.

Erst die Nachbildung des Tempels, die in Chicago aufgestellt werden soll, wird zu voller Wirkung kommen. Der Bau wird im Freien vor einem Hintergrund schattenspendender Bäume errichtet werden. Dann werden die roten Säulen im Licht der untergehenden Sonne wie durchsichtiges Gold schimmern.

Als die Gesandtschaft des Lord Macartney im Jahre 1793 nach Jehol kam, strahlten Potala und die andern Lama-Tempel in vollem Glanz, königlich besoldete Mönche pflegten die Heiligtümer. Der Kaiser selbst verrichtete seine Andachten im Goldenen Tempel. Staunton schildert in seinem Bericht über den Verlauf der Gesandtschaft, daß Lord Macartney eines Morgens im Park des Palastes dem Kaiser Ehlen-lung begegnet sei. Der Kaiser geruhte sich abzuleiden und erzählte, er sei soeben auf dem Wege nach Potala, um dort seine Andacht zu verrichten. Leider bete der Lord nicht zu den gleichen Göttern, so könne er ihn zu seinem Bedauern nicht auffordern, sich anzuschließen.

1911, im ersten Jahre der Republik, waren noch einige außerlebens Schmuckgegenstände im Tempel erhalten. Vater van Obbergen sah zum Beispiel hinter dem Altar prächtige Seidengewebe hängen, der Altar selbst war mit Opfergefäßen, Räucherfesseln und symbolischen Kultgegenständen überladen, er glich dem Schanfenster eines Antiquarhändlers. Die berühmten Götterbilder fehlten. Der Vater glaubte, sie seien wohl in zwei Kisten verpackt, die er abseits vom Altar stehen sah. Weil gefehlt, sie waren schon längst von einem Mandarin gestohlen worden, der gerade Geld gebraucht hatte. In einem Winkel der Tempelhalle zeigte man noch einen Sattel, einen Bogen und einen Köcher mit Pfeilen. Die Gegenstände stammten angeblich noch von Kaiserin Ehlen-lung und würden als Reliquien bewahrt. Vater van Obbergen ahnte schon damals, daß „diese Wunderwerke baldiger Vernichtung geweiht sind“.

Montell hatte während dieser ersten Besichtigung von Potala viele Aufnahmen gemacht, ich selbst hatte einige Skizzen gezeichnet. Neugierige Soldaten und heruntergekommene Lamas standen als Zaungäste um mich herum. Sie hatten ihre Freude daran, wie das Tempelgebäude allmählich aus der Fläche des Papiers hervortrat. Die Soldaten sind ebenso arme Schlucker wie die Lamas. Sie beziehen ein-einhalb Taels Monatsgehalt, das sind etwas mehr als fünf Mark, hatten aber seit einem halben Jahr nicht einmal diesen Hungerlohn ausbezahlt bekommen. Sie waren offenbar nicht zu unserer Ueberwachung aufgestellt, denn ihre Aufmerksamkeit erlahmte später, als sie sich an unsere Anwesenheit gewöhnt hatten.

Dieser erste Ausflug nach Potala befriedigte uns sehr, die Wirklichkeit hatte meine Erwartungen weit übertroffen. Der Park mit seinen wehmütigen säuselnden Pinien, die Tortürme, Pavillons und Pagoden, die großartigen Mauerfassaden, der edle Tempel mit seinem goldenen Dach — jede Einzelheit war bezaubernd, um wieviel mehr mußte das Ganze in

seinem Zusammenklang entzücken und begeistern! Die Terrassen und Alleen gewährten aus verschiedener Höhe die prächtigsten Ausblicke über das Tal. Von der höchsten Mauerkrone aus überblickt man den Park mit seinen verstreuten Häusern, Pagoden und Reliquien-Türmchen, überschaut man die Hügel jenseits des Löwentals, über deren Kamm die Mauer des Kaiserpalastes als graues Band entlang kriecht. Im Ostübosten gewahrt man das benachbarte Heiligtum Hsin-lung, das nächste Ziel unserer Wallfahrt.

Auf Schritt und Tritt, unter dem goldschimmernden Tempeldach und im Schatten der Pinien, ist man von dem Gefühl der Wehmüt über die Vergänglichkeit alles Irdischen beunruhigt. Ueberall Zerfall und Vernichtung.

### Kindheitsmärchen.

Aus den Erzählungen des jüngst verstorbenen russischen Schriftstellers E. Tschirikoff.

Die Kindheit ist voller Märchen, verjähmten mit der Wirklichkeit und nicht mehr von ihr zu trennen. Ein solches Märchen ist mir wieder in den Sinn gekommen.

Ich war acht Jahre alt, als mein Vater eine Erbschaft machte und den Dienst quittierte. Wir siedelten aus dem Dorfe in die große Gouvernementsstadt über. Mein junges Leben war bisher in Dörfern dahingeflossen. Ein Ungetüm jahen mir die große Stadt zu sein. Häuser gebaut wie für Riesen. Mächtige Fenster, geheimnisvoll blinkend in dunkler StraÙe, überladen mit nie zuvor gesehnen Dingen. Ein Gemüß von Menschen, die alle irgendwohin hasteten, liefen, sahen und sich stießen. Und so viele Kirchen und Glockengeläute und so viele Straßen! Man verneinte, nie wieder aus der Stadt herauszufinden, mochte man auch kreuz und quer gehen, so viel man wollte. Ganz bang wurde einem: wie wenn man ausginge und sich verirre und nie wieder zurückfände zu Vater und Mutter, zu den kleinen Brüdern und dem Schweferschen. Ja, wohl, die große Stadt war ein Ungetüm! Und die Kinder waren herausgeputzt und wichtig; man getraute sich nicht, sie anzureden.

Zuweilen nahmen die Eltern mich mit zu einer endlos scheinenden Fahrt durch die Straßen. Mir war's unheimlich und doch auch reizvoll. Ich fürchtete mich vor den Schildwachen. Ich stellte mir vor, ihre Waage glühe der des Jaren. Sie könnten mit den Menschen verfahren nach Gutdünken. Sogar töten dürfen sie. Sobald wir aber die Kaufhäuser betraten, tauchte ich vollends unter in eine Welt der Märchen und Wunder.

Man gab sich alle Mühe, einen lustigierten Knaben aus mir zu machen. Man putzte mich heraus, ließ mir die Haare schneiden und unterwies mich, wie ich zu sitzen, zu essen, mich zu bewegen hatte. Die schönsten Perlen der bildereichen und sinnigen Bauernsprache wurden mir unterzagt. Es war unendlich öde und qualvoll. Nicht einmal „Karr“ oder „Schwein“ zu jimpfen war erlaubt. Spunden durfte man nur ins Taschentuch. Dieses aber befand sich im Taschchen, und das Taschchen vergaß ich meist mitzunehmen. Kaufen, laut lachen, eine Nase drehen. Dorslieder singen war verboten. Aber man vergaß es immer wieder und wenn man sich erinnerte, war es bereits zu spät. Schon wieder Schimpfworte! „Marja, in die Ede mit dir!“ hieß es gar oft.

Wir wohnten in einem mächtigen Hause im dritten Stock. Da kletterte man, kletterte, als gälte es, die Turmspitze der Dorfkirche zu erklimmen. Doch alles wäre noch erträglich

gewesen ohne die deutsche Gouvernante, die ständig etwas murmelte, das man verstehen sollte. Es war mein Trost, daß nicht ich allein ihr in die Klauen geraten war, sondern auch die kleinen Brüder und das Schwesterchen; sonst hätte sie mich wohl zu Tode gequält.

Ich war ein leicht entflammter Knabe. Zu Anfang verliebte ich mich in meine Mutter. Das geschah, als wir noch im Dorfe lebten. Ich verliebte mich in sie wie eben in eine Frau. „Mamachen, ich will dich heiraten!“ Die Mama lachte. Der Papa wollte sich ausschütten. Doch für mich wurde es tragisch: ich offenbarte regelrechte Eifersucht gegen meinen Vater, und eines Tages stellte ich in heller Wut meine Mutter zur Rede: „Ich weiß, du läßt dich mit dem Vater. Ich habe es bemerkt. Ich heirate dich nicht mehr!“ Ich brach in Tränen aus. Statt des Trostes verabreichte mir mein Vater einige Klapspe. Fast eine Stunde lang mußte ich auf den Knien in der Ecke hinter seinem Schreibtisch hocken. Ich entsinne mich gut, daß meine Liebe zur Mutter, so rein sie auch war, alle physischen Anzeichen wirren Vorgefühls der Geschlechtlichkeit an sich trug.

Später verliebte ich mich in ein kleines Dorfmadchen namens Dunja.

### Haben Insekten einen sechsten Sinn?

Mit der Welt der staatenbildenden Insekten beschäftigten sich zwei hervorragende französische Naturforscher, Bonier und Fabre. Bonier, der sich besonders für die Welt der Bienen interessiert, ist der Ansicht, daß diese Insekten noch einen sechsten Sinn besitzen. Er hat beobachtet, daß Bienen noch in einer Entfernung von zwei Kilometer sich in ihren Stod zurückfinden. Das kann weder Sache des Gefühls, noch des Geruchs, des Geschmacks oder des Gehörs sein, denn auf diese Entfernung versagen selbst die schärfsten Hör- und Sehwerkzeuge. Daß es auch nicht vermittels des Geruches geschieht, der bei den Bienen besonders ausgebildet ist, beweist Bonier dadurch, daß Bienen, die man ihrer Fühler beraubt hat, noch in ihre Stöcke zurückfliegen. Er schließt daraus, daß die Tiere einen sechsten Sinn, und zwar den Richtungssinn, besitzen. Dieselbe Ansicht hat Fabre von den Ameisen. Wenn sich die Ameisenwölcker auf ihre Raubzüge begeben und man sorgfältig alle ihre Wegspuren verwischt, so laufen sie ängstlich auf dem Rückzug zusammen. Es ist, als ob sie eine Beratung abhalten, um dann richtig in ihren Bau zurückzufinden. Selbst wenn man ihre Rückzugsstraße mit Wasser bezieht oder mit scharf riechenden Mättern bestricht, sie kehren unfehlbar in ihre alte Heimat zurück. Alles dies ist nur möglich vermöge eines sechsten Sinnes, des Richtungssinnes.

### Was mancher nicht weiß.

In China ist heute die Scheidung so erleichtert worden, daß ein Ehepaar, das sich zu trennen wünscht, diesen Wunsch nur niederzuschreiben und vor zwei Zeugen zu unterzeichnen braucht, die ebenfalls unterschreiben. Damit ist die Scheidung vollzogen. Wenn aber eine der Parteien Widerspruch erhebt, ist ein gerichtliches Scheidungsverfahren notwendig.

Der Sig der indischen Regierung Neu-Delhi wird nur während der einen Hälfte des Jahres benutzt; in den anderen sechs Monaten ist es eine verlassene Stadt, in der Manstiere und Samole umhertraben.

Die größte Kegelbahn der ganzen Welt befindet sich in Leipzig, wo in einem vierstöckigen Gebäude nicht weniger als 15 einzelne Bahnen untergebracht sind. Alle Hilfsmittel moderner Technik sind benutzt in bezug auf Isolierung und Schalldämpfung, so daß die in den unteren Bahnen Kegelbuden nicht im geringsten durch das Geräusch der oben rollenden Kugeln und fallenden Kegel gestört werden.

Das Wachstum der Mädchen kommt meistens im Alter von sechzehn Jahren zum Stillstand, während Knaben bis zu 21 Jahren, ja oft sogar bis zu 24 oder 25 Jahren wachsen.

Ein junger Vogel braucht täglich mindestens die Hälfte seines eigenen Körpergewichts als Nahrung.

Das berühmte New Yorker Staatsgefängnis Sing Sing ist so überfüllt, daß die auf kurze Zeit dort untergebrachten Gefangenen innerhalb der Hofmauern in Zellen übernachtet müssen.

Bei hellem, klarem Wetter enthält die Luft mehr Sauerstoff als bei trübem; dadurch ist die aufheitende Wirkung guten Wetters zu erklären; feuchte Luft mit weniger Sauerstoff bedrückt das Nervensystem.

Nach den neuesten Statistiken gibt es 189 verschiedene Todesarten.

Bauchredner gab es bereits im Altertum. Schon Jesaias erwähnt einen Bauchredner. Die Griechen glaubten, daß bei dem Bauchreden Dämonen am Werk wären und nannten die Ausübler dieser Fertigkeit Engastrimanten (Bauchwahrsager) oder Eurypliden, nach Euryplles, der zu Athen die Bauchrednerei betrieb.

### Weiteres.

Weisheit. „Aber Frau Köhler, warum sind Sie eigentlich dagegen, daß Ihre Tochter mit mir einen Motorradausflug mache? Trauen Sie mir etwa nicht?“ — „Doch, Herr Paul, ich traue Ihnen vollkommen!“ — „Oder trauen Sie Ihrer Tochter nicht?“ — „Aber natürlich traue ich dem Mädel!“ — „Na sehen Sie! Warum dann der Widerstand?“ — „Weil ich euch beiden zusammen nicht traue...“

Die Medizinmänner. Die Lippennegerinnen, die kürzlich in Deutschland gastierten, kehrten wieder in ihre Heimat zurück. „Wie hat es euch in Germany gefallen?“ fragte ein Rassen-genosse. — „Dah, jerr gutt! Nur sein eine schreckliche Schlafkrankheit in Germany ausgebrochen — schreckliche Medizinmänner laufen herum und schreien Tag und Nacht: Deutschland erwache!“

„Elemente.“ Der Lehrer fragte: „Wer kann mir sagen, was die Elemente sind?“ — Zum allgemeinen Erschrecken meldet sich der Pächter des letzten Plazes, der sonst auf alle Fragen schweigt wie das Grab. „Nun, August Schäbide,“ sagt der Lehrer, „weist du auch mal etwas? Na, sag!“ — August Schäbide antwortete: „Elemente sind der Feld, wat meine Mutter alle Monate for mir kriecht!“

Sicherheiten — Sicherheiten! Der Herr Bertelidger Brown will sichergehen: „Ja, also, mein lieber Miller, ich will sie natürlich gern verteidigen. Aber dazu müssen Sie natürlich ganz aufrichtig sein: Haben Sie die Kasse nun wirklich gestohlen oder nicht?“ — „Ehrenwort,“ sagt Miller, der ehemalige Kassierer und legt die Hand aufs Herz, „Ehrenwort, Herr Brown, ich habe sie nicht gestohlen.“ — „So,“ sagt Brown verstimmt, „nicht gestohlen. Und wovon wollen Sie mich später bezahlen?“

Ein aufmerksamer Schüler. Der Lehrer fragte: „Wie nennt man jemanden, der immerzu redet, gleichgültig, ob es seine Zuhörer interessiert oder nicht?“ — Frey mußte das ganz genau: „Einen Lehrer, Herr Lehrer.“

Amerikanischer Humor. „Sieh mal hier meine Hofe,“ sagt Jonny zu Sid. „Schan sie dir genau an. Es ist eine Wunderhofe.“ — „Wieso Wunderhofe?“ fragt Sid und schiebt den Kaugummi auf die andere Seite. „Is doch 'ne Hofe wie jede Hofe.“ — „Eben nicht,“ sagt Jonny. „Die Wolle stammt von den argentinischen Luchtschafen. Diese Wolle haben Kaufleute an die Spinnereien nach Detroit verkauft, von dort ist sie in die Weberei gekommen und dann zum Tuchhändler. Der Tuchhändler hat den Stoff dem Schneider verkauft und der endlich hat eine Hofe draus gemacht.“ — „Na, und das Wunder?“ — „Das Wunder ist, daß alle diese Leute von der Hofe leben, und daß ich sie doch überhaupt nicht bezahlt habe und auch nie bezahlen werde!“

### Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schach; Postfach Nr. 65 bei Tepitz-Schönon.

Allen Anträgen ist Retourmarke beizulegen.

### Schachaufgabe Nr. 79.

Von Gen. Otto Hoyer, Saaz. Schwarz: K6; Lh5; Se8, g7; Bc7, d4, e2, e6 (9).



Weiß: Ke2; Df3; Tg4; Rh5; K8, h2; B8, f5, g3 (9).  
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Schach, Zwickau, anzuschicken.

### Lösungszug zu Nr. 76: La6-e8!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Oskar Rudolf, Teupitz; Dyna Josef und Dyna Franz, Postwitz; Hoyer Otto, Saaz; Kraus Gerhard, Lura; Dinnelber Emil, Zettlitz; Dieke Josef, Markersdorf; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Orlau; Gottfried Johann und Ulrich Hans, Goltschken bei Staas; Münnich Heinrich, Zwickau; Jenkert Eduard, Schaiba; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Zettlitz; Walter Ludwig, Rodel Franz, Michael Rudolf, Schmidt Ferdinand, alle aus Zwickau; Albert Rudolf, Proßwitz; Kreibitz Franz, Hochoborn; Owal Adolf und Triltsch Gustav, Wilschlag; Müllner Adolf, Zwickau; Sekmacher Arthur, Zwickau.

### Serienspiele im 2. Bezirk, V. Kreis.

Freitag, den 18. März, fand die 1. Runde im die Bezirksmeisterschaft in Wilschlag statt. Wilschlag I gewann gegen Rudowitz nach vierstündigem Kampfe mit 5 1/2 : 2 1/2 Punkten. Wilschlag II gegen Lura 5 : 3 für Lura.

### Briefkasten.

H. Jozel, Markersdorf: Aufgabe ist gut, kommt in Druck.

H. Rost, Roschwitz-Rodenbach: Nr. 4 ist gut. Nr. 5 und 6 sind sehr schön. Nr. 7 nach Defekt und lösen.